

Wolter v.Tiesenhausen  
Buchenhof 4  
D-53340 Meckenheim-Merl



## Rundbrief 2007

# Des Familienverbandes v.Tiesenhausen

### Inhalt

Familientag 2007

Flucht und Rettung

Bei den Tiesenhausen in Kanada

CCC – Cousins Cooking Club

Familiennachrichten

### Familientag 2007

32 Cousinen und Vettern trafen sich Anfang September in Rheinhessen zum alle zwei Jahre stattfindenden Familientag

Am neuen Ort aber in alter Tradition feierten 32 Tiesenhausen Anfang September ihren Familientag 2007. Der Vorsitzende des Familienverbandes Andreas Tiesenhausen hatte die Cousinen und Vettern in Jordan's Untermühle in Köngernheim bei Alzey geladen. In Herzen von Rheinhessen begann das Treffen mit einer Weinprobe am Freitagabend, stilgerecht präsentiert von einer ehemaligen Weinkönigin.

Nach einem späten Frühstück lud Cousine Christiane Röder – Tochter unserer Familiengenealoginn Sabine Röder, geborene Freiin v.Tiesenhausen - zur Besichtigung einer Ausgrabung. Auf dem rechten Rheinufer gegenüber Nierstein hatten einst römische Legionen ihr Feldlager aufgeschlagen, dessen im Ackerboden versunkene Reste jetzt Archäologen der Frankfurter Universität – darunter auch Christiane Röder – untersuchen.



Am Nachmittag lockte es die Familien in den Untergrund von Oppenheim. Die durch Weinbau und Handel reich gewordene Stadt hatte zur Lagerung ihrer Güter Stollen und Kavernen in das Kalkgestein getrieben. Nach der Zerstörung im pfälzischen Erbfolgekrieg im Jahr 1688 gerieten die genauen Kenntnisse über Lage und Umfang des Kellersystems in Vergessenheit. Ein geringer Teil dieser Oppenheimer Unterwelt ist für Besucher zugänglich und bietet einen etwas anderen Einblick in die wechselvolle Vergangenheit dieses einst so wichtigen Handelsplatzes.

Das festliche Abendessen bot Gelegenheit die familiären Bande zu festigen, was vor allem den jüngeren Cousinen und Vettern so wichtig war, dass sie ihre Kontakte bis in die frühen Morgenstunden vertieften. Nach einer von Elisabeth Oetken, geborene Frein v.Tiesenhausen, gestalteten Andacht widmete sich der Familienverband den notwendigen Regularien, die – da keine Wahlen anstanden – zügig abgewickelt werden konnten. Sabine Röder berichtete über ihre Kontakte zu ausgeheirateten Verwandten in Australien. Waltraut und Wolter Tiesenhausen hatten im Rahmen einer Kanadareise die dort lebenden Glieder der Familien besucht und in ihrem Auftrag herzliche Grüße auszurichten.

Man war sich einig, dass auch innerhalb einer Familie die Bindungen nur bewahrt werden können, wenn sie durch möglichst zahlreiche Kontakte belastbar ausgebaut werden. Trotz der Tatsache, dass die Familie nach Revolution und zwei Weltkriegen über die ganze Welt verstreut lebt,

unterschiedliche Sprachen spricht und nicht mehr zu einer geschlossenen gesellschaftlichen Gruppe gehört, gilt es deshalb den Will zur Gemeinsamkeit zu stärken und jede Möglichkeit für innerfamiliäre Begegnung zu nutzen.

\* \* \*

## Flucht und Rettung

Unter diese Titel erschien im Oktober 1935 in der deutschsprachigen „Revalschen Zeitung“ ein bereits 1928 verfasster Bericht von Roman Freiherr v. Tiesenhausen (1881 – 1944). Er schildert darin die im Zuge des Bürgerkrieges erfolgte Verschleppung aus Estland nach Sibirien und seine waghalsige Flucht aus dem fahrenden Zug. Als er bei einer Durchsuchung einen Ring zu verstecken versucht wird er zur Strafe ohne Mantel bei 20 Grad Kälte unter Bewachung auf die Plattform des Waggons befohlen. Roman Tiesenhausen berichtete dann weiter:

Nach einer Weile wandte ich mich an den Posten, es war ein Dorpater „Kojamees“ (Hausknecht), ein alter „Taat“ (Mann) und forderte ihn auf, mir doch den Pelz zu gebe, was er mit der Motivierung ablehnte, dass ihm befohlen sei, den Pelz zu halten. Nun war die Sache ja klar, entweder erfrieren, totgeschossen werden oder ein Sprung durch das offene Fenster. Da der Schnee anscheinend tief war, der Zug eben von der Station Bolotnoje abgegangen und daher nicht allzu schnell fuhr, war dies die einzige Rettung.

Ich sah noch einmal meinen „Taat“ an, wie gerne hätte ich ihm auf den Kopf geschlagen. Er hielt mein Pelz wie ein Diener auf beiden Händen, die Flinte stand neben ihm. Ich betete zu meinem lieben Herrgott, nahm einen kurzen Anlauf und landete auf allen Vieren, aber nicht weich im tiefen Schnee, sondern hart, denn nebenbei lief ein zweites Gleis. Der harte Weg half mir aber sehr beim Laufen, denn vor allem wollte ich dem Zug entfliehen. Mein Wächter war nämlich behänder, als ich dachte und schoss schon als ich unten angekommen war. Nun feuerten alle Posten, wohin weiß ich nicht, denn ich habe keine Kugeln pfeifen hören.

Die Station war nicht weit. Ich sah die Lichter. Dorthin durfte ich nicht. Vor mir in der Dämmerung schien ein Haus zu stehen. Ich watete bei starkem Schneegestöber darauf zu. Kaum dort angekommen entpuppte sich das Haus als ein Haufen aufgeschichteten Strohs. Also zurück zur Bahnlinie. Die Lichter der Station waren rechts von mir. Plötzlich bemerkte ich links noch ein Licht. Ich erreichte den Damm und ging auf das linke Licht zu, das sich als Bahnwärterhäuschen erwies. Ich gehe hinein. Eine glühende Hitze strömt mir entgegen. Am Tisch sitzt ein alter Mann, der mich ganz ruhig empfängt.

Ich erzähle ihm wahrheitsgetreu mein Erlebnis und frage ihn, ob er nicht telefonisch über mich benachrichtigt sei und was er in dem Fall zu tun gedenke. „Nichts werde ich tun, da es mich nichts angeht,“ ist die Antwort. Da ich merke, dass es ein guter Mensch ist, bat ich ihn um Rat, was ich weiter tun könnte. „Zuerst schmier' Dir die Ohren mit Butter ein, hier hast Du Butter, denn sie sind ganz erfroren. Dann wollen wir weiter sehen.“ Meine Ohren waren dick wie Kissen. „Ich selber kann nicht fort,“ ließ sich der Alte wieder vernehmen, „aber nicht weit von hier, etwa drei Werst (etwa drei Kilometer) entfernt, lebt mein Bekannter. Das ist ein guter Mann, der wird Dir helfen. Erwärme Dich, und dann begleite ich Dich bis der Weg abzweigt.“ Er tat es denn auch, erklärte mir, wie ich das Haus finden könne, und wir nahmen herzlich Abschied. Nun aber war der Weg vom Schnee verweht und ich musste wie ein gutes Spitzpferd aufpassen.

So kam ich an das beschriebene Haus und klopfte an das Fenster. Einmal und noch einmal. Schließlich wird der weiße Vorhang ganz vorsichtig zur Seite geschoben und eine Männerstimme fragt: „Wer da, was ist nötig?“ Ich fasse mich so kurz wie möglich und erzähle wieder wahrheitsgetreu, was mir passiert sei und wer mich an ihn gewiesen habe, er möge mich doch hereinlassen. Mir wurde geantwortet, herein könne er mich nicht lassen, denn im Dorf seien die Roten. Darauf schloss sich der Vorhang wieder. Ich rief ihm zu, dass ich mich in diesem Falle vor seinem Fenster auf die Schneewehe setzen würde, wo er mich am Morgen finden werde. Ich tat dies nun auch, denn wohin sollte ich gehen? Ich war müde und durchgefroren. Nach einer weile sehe ich, wie der Alte ganz vorsichtig durch den Vorhang lauert und ihn dann wieder vorschiebt. Barsch ruft er mir zu: „Tritt von der Hofseite ein!“

Ich betrete die Stube und fange nun ausführlicher an, meine Lage zu beschreiben und zu bitten, mir behilflich zu sein. Der Alte hört aufmerksam zu und teilt mir d araufhin mit, dass er mir Tee zu trinken und zu essen geben wolle. Aber vor dem Morgen müsse ich aus dem Hause sein. Er wisse keinen anderen Rat. Nun saßen wir denn beim Samowar, tranken Tee und aßen Butterbrot und Eier. Die Alte war auch hinzugekommen und ich erzählte von meinen Kriegserlebnissen und wie schwer es doch sei, so viel durchgemacht zu haben um schließlich in Sibirien zu verrecken. Der Alte aber blieb bei seinem Vorsatz.

Während meiner Erzählung musste ich den Namen meines Regimentes genannt haben, denn plötzlich hörte ich auf dem Ofen ein Geraschel und gleichzeitig sehe ich einen Menschen auf mich zukommen. Er stellt sich vor und sagt: „Aber ich werde Sie retten.“ Wir hatten zusammen in der gleichen Brigade gedient, tauschten Erinnerungen aus und entwarfen dann einen Plan für meine Rettung. Ich musste meine Filzstiefel und Mütze gegen die seinen austauschen, dann seinen alten „Tuluk“, einen langen wattierten Mantel, hellblau und schmutzig anziehen und einen grauen, früher weiß gewesenen Schal um den Hals binden.

Dazu eine Mütze, ein hohes, turbanartiges, wattiertes Gebilde, hellblau und auch schmutzig. Dann gab er mir einen Namen, nannte mir Dorf und Kreis. Ich sollte mich als kranker Soldat ausgeben, der nach Nowonikolajewsk zur ärztlichen Nachuntersuchung fährt. In einen Sack stopfte er mir Brot, Salz, hart gekochte Eier, Tabak und Zeitungspapier zum Drehen von Papiros, sowie Zündhölzchen. Ich umarmte beim Abschied die beiden Alten und und fragte sie, was ich ihnen schuldig sei.. Da wurden sie ganz böse.

Mein Retter und ich machten uns zur Station auf. Das fatale war, dass ich keine Legitimationspapiere besaß und nicht den örtlichen Dialekt sprach. Um über diese beiden Punkte einigermaßen hinwegzukommen, riet mir mein Begleiter, etwas zu stottern und den Dummen zu spielen. Auch sollte ich vorgeben, meine Papiere seien mir vom Winde fort geblasen worden. So kamen wir denn bis vor die Station, wo mein Begleiter es für ratsam hielt, sich von mir zu trennen, da man ihn konnte. Wenn ich doch diesen Menschen noch einmal in meinem Leben wieder sehen könnte.

Da saß ich auf der Station, bis die elektrische Glocke einen Zug anmeldete. Es war ein Güterzug. Kurz entschlossen will ich auf die erste beste Plattform, dort wo die Kondukteure stehen, springen. Ich bin noch nicht ganz oben, als ich von hinten angefasst und hinunter gerissen werde mit den Worten: „Wohin drängst Du Dich, Taugenichts.“ Ich lege mich auf's Bitten. „Erbarm Dich, Kamerad, ein kranker Soldat fährt nach Nowonikolajewsk zur ärztlichen Nachuntersuchung.“ „Viele von Euch treiben sich hier herum, ich habe gesagt, marsch fort.“ Nichts zu machen. Ich klettere von der anderen Seite auf die letzte Plattform. Kurz vor der Abfahrt erscheint derselbe Kerl. Es kommt zum selben lieblichen Gespräch, und ich zog es vor, abzusteigen.

Da stand ich dann wieder. Die rote Laterne des Zuges verschwindet langsam im Dunkel. Ich ging in den Wartesaal zurück. Vor dem Morgen musste ich fort sein, doch mit den Güterzügen schien das unmöglich zu sein. Ich musste mich also nach einem Passagierzug erkundigen. Dass dies gefährlich sei, war mir klar. Sicher hatten doch unsere Peiniger meine Flucht mitgeteilt. Aber was blieb mir übrig? Hinein zum Stationschef. Ich öffne die Tür, vor mir steht er. Ich stottere mein Lied vom kranken Soldaten und erkundige mich nach dem Zug. Der Mann fixiert mich scharf, schließlich sagt er plötzlich: „Ja, bald gibt es einen Zug nach Nowonikolajewsk, aber der hält hier nicht an. Ich werde ihn aber anhalten.“ Es war klar, der Mann hatte mich erkannt und hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Er gab mir ein Freibillet nach Nowonikolajewsk. Ich wartete bis der Zug kam, stieg ein und fuhr ab.

Da es der erste Zug warm der von Krasnojarsk aus kam, und da es sehr gut möglich war, dass einer von der Bande sich im Zug befand, um mich zu suchen, kroch ich sofort nach oben und legte mich auf die Bretter für das Gepäck. Da lag

ich denn, aß mein Brot, rauchte „Machorka“ und fühlte ich ganz gemütlich. Ab und zu ging eine Patrouille roter Soldaten durch den Zug, um nach Passagieren, die Mehl mitschleppen zu suchen. Das war jedes Mal eine kleine Aufregung, da mir ja mein Ausweis fehlte. Mir einen solchen zu verschaffen, war meine einzige Sorge.

Eines schönen Morgens wache ich auf und merke, dass auf dem Brett nebenbei auch ein Mensch liegt. Ich betrachte ihn mir näher, er blinzelt mich an, und wir fangen an, uns leise zu unterhalten. Gleich am Anfang – ich muss sagen ich wäre nicht so unvorsichtig gewesen – deckt der Mann mir seine Karten auf. Mit Feuer und Flamme fing er an, mich für die Denikische Armee zu werben. (General Anton Antonowitsch Denikin war Befehlshaber der russischen Westfront im Ersten Weltkrieg und kämpfte 1918 bis 1920 in Südrussland gegen die Rote Armee). Er war mir sehr sympathisch und seine Pläne auch. Allmählich erklärte ich ihm, weshalb ich ihm nicht folgen könne, und teilte ihm meine Hauptsorge betreffs des Ausweises mit.

„Machen Sie sich keine Sorgen, den verschaffe ich Ihnen gleich!“ Er kroch hinunter und verschwand. Nach kurzer Zeit war er wieder da und überreichte mir zwei bedruckte Papierchen, wie sie in den Regimentern als Urlaubszeugnisse üblich waren. Der Stempel vom so und sovielten sibirischen Schützenregiment prangte in der linken Ecke. „Da haben Sie für alle Fälle zwei. Nun brauchen Sie nur einen Namen hinein zu schreiben, unter den Stempel eine Unterschrift setzen, den Text ergänzen, wohin Sie entlassen sind, und fertig ist die Sache.“ Es wäre besser, sagte er, den Text mit einer Schreibmaschine zu schreiben. Unsere Nachbarschaft dauerte nicht lange. Er musste aussteigen.

Am anderen Morgen hörte ich unter mir deutsch sprechen. Das beührte mich sehr merkwürdig. Ich lauere hinunter und sehe zwei Männer am Fenster sitzen, deutsche Gefangene. Zwischen sich haben sie eine große Teemaschine, trinken Tee und unterhalten sich ganz laut auf Deutsch. Ich kroch hinunter, setzte mich unauffällig neben sie und flüsterte ihnen auf Deutsch zu, dass es doch recht gefährlich sei, hier diese Sprache zu sprechen. Nein, behaupten sie, das wäre nicht so schlimm. Wenn jemand etwas zu meinen habe, würden sie ihm Tee anbieten und dann beruhige man sich gewöhnlich. (Während des Ersten Weltkrieges war es im Russischen Reich verboten, Deutsch und damit die Sprache des Feindes in der Öffentlichkeit zu sprechen.)

Sie hätten – so führen sie fort – schon eine gewisse Praxis, denn sie wären schon einmal losgezogen, seien geschnappt und wieder zurückgeschickt worden. Damals hatten sie aber keinen Samowar gehabt. Diese mal würde es glücken. Ich wünschte ihnen alles gute zu ihrer Teemaschine, zog es aber selber vor, die guten Leute zu verlassen und wieder auf meine Pritsche zu kriechen. Ein Gutes aber hatte diese Recontre. Ich erfuhr von ihnen die Adresse des schwedischen

Konsuls in Omsk. Nun wusste ich, wo ich mir meinen Ausweis mit der Schreibmaschine würde ausfüllen können.

Ich war zwei mal vierundzwanzig Stunden gefahren und sehnte mich nach einer heißen Suppe. Auf einer größeren Station aß ich denn auch eine prachtvolle „Schtschi“, eine Kohlsuppe und ein gutes Stück Fleisch. Es schmeckte köstlich. Darauf ging ich noch auf dem Bahnsteig etwas auf und ab, um frische Luft zu schnappen und kam mir dabei ungeheuer sicher vor. Plötzlich geht neben mir ein Mann, der mir zuflüstert: „Wenn Sie nicht erkannt werden wollen, so fahren Sie nach Nowomikolajewsk auf den Lausemarkt. Wir sind bald da, und der Zug steht zirka eine Stunde. Kaufen Sie sich einen ‚Plaschtsch‘ (langer sibirischer Regenmantel) und eine ‚Papacha‘ (hohe Soldatenmütze). Ihre augenblickliche Maskerade schützt Sie nicht.“ Ich fiel aus allen Wolken. Meine ganze Sicherheit war dahin, und ich machte, dass ich wieder auf meine Pritsche kam. Sehr bald waren wir auch in Nowonikolajewsk, und ich tat, was mir mein unbekannter Freund geraten hatte. Leid tat es mir um meinen hohen wattierten Turban. Er hatte mir gut als Kopfkissen gedient.

Ohne Zwischenfälle kam ich in Omsk an und fuhr direkt zum schwedischen Konsul. Zur gleichen Zeit mit mir fährt eine hübsche „Odinotschka“, ein Einspanner vor und dem Schlitten entsteigt eine Dame. Ich folge ihr. Ganz starr sieht sie mich an, doch bevor sie Zeit hat, mir die Tür zu weisen, mache ich auf deutsch meine Entschuldigung, erkläre, dass sich unter der rauen Schale an anderer Kern berge und nenne meinen Namen. Auf das lebenswürdigste wurde ich nun aufgenommen, bekam zu essen und zu trinken, reine Wäsche, ein warmes Bad, mit Geld wurde ich ausgerüstet und der Text wurde auf der Maschine in meinen Ausweis getippt. Was fehlte mir nun? Ich gab mir den Namen „Oraw“ und fuhr auf Urlaub nach Estland. Der Zug nach Petersburg ging am Abend. Ich kaufte mir eine Fahrkarte 3.Klasse, setzte mich in den Waggon und sauste ab. Das Gefühl werde ich nie vergessen.

Bis kurz vor Petersburg ging alles glatt. Da hörte ich im Korridor, wie ein Bauer dem anderen mitteilt, dass man jetzt, um in die Stadt zu kommen, einen besonderen Schein vorweisen müsse. Gestern sei ein ganzer Zug von „Passlosen“ nach Osten zurückgeschickt worden. Ich kroch aus meinem Abteil und fing mit den beiden ein Gespräch an, um mich zu erkundigen, wo wir seien. Denn eines wurde mit sofort klar: ich musste vor Petersburg aussteigen und zu Fuß in die Stadt gehen. Die beiden waren örtliche Waldarbeiter und kannten die Gegend gut. Ich wusste jetzt, wo ich aussteigen und worauf ich aufpassen musste. Da auf den Stationen vor Petersburg Rote Posten standen, stieg ich schon vor dem Bahnhof aus.

Endlich wieder im Freien. Der Schnee war hart wie eine Diele, da es am Tage taute und in der Nacht froh. Ich nahm den Kurs auf das von den Arbeitern bezeichnete Dorf mit der weißen Kirche. Es war die Endstation der Dampftram,

die bis zum Nikolai-Bahnhof in Petersburg führt. In dem Dorf angekommen, setzte ich mich in die Tram und fuhr unbehelligt nach Petersburg hinein. Meine Ankunft fiel gerade mit der Freilassung unseres Ritterschaftshauptmannes, der übrigen in Kresty internierten Balten und vieler estnischer Führer und Privatleute zusammen. Der Abtransport nach Estland sollte in der nächsten Zeit stattfinden.

Beim Roten Kreuz im Palais Jussupow, von wo aus alles geleitet wurde, traf ich meinen alten Freund Baron Schilling, einer der Hauptorganisatoren der Befreiung und des Abtransportes der Herren. Mit ihm besprachen wir die Möglichkeiten meines Anschlusses an diesen Transport. Da dies nicht mehr möglich war – die Listen waren schon abgeschlossen – machte er mit dem Vorschlag, ich sollte die Rolle eines bolschewistischen „Prowoshaty“, eines Begleiters spielen. Die nötigen Papiere dazu würde er mir beschaffen. Wie ihm das gelungen ist, ist mir ein Rätsel. Nun musste ich gleich alles besprechen und mit dem Führer der 25 Mann Begleitung Bekanntschaft machen.

Ich erschien als Bolschewik, wozu sich meine „Plaschtsch“ und die „Papacha“ gut eigneten, um sieben Uhr auf dem Bahnhof. Ich werde in ein Zimmer geführt, wo sich die Begleitmannschaft von 25 Mann befand. Ich drückte dem Führer die Hand und hielt ungefähr folgende Ansprache: „Towarischtsch, unsere Aufgabe ist ja ganz klar. Wir müssen dafür sorgen, dass diese Burschen vollzählig in Narwa ankommen, denn wir wollen nicht vergessen, dass wir ebenso viele Genossen, die dort in der Gefangenschaft schmachten, befreien. Außerdem werde ich schon dafür sorgen, dass diese Burschuis (Umgangsrussisch für Bourgeois) uns auch tüchtig dafür zahlen. 1000 Rubel sind das wenigste. Das teilen wir dann unter uns.“ Das Gesicht des Führers, ein etwa 22 Jahre alter kleiner Lette, strahlte. Er war ein fixer Junge und hatte seine Kerle eisern in der Hand.

Als sich die Herren nach und nach im Wartesaal versammelten, stürmten plötzlich vier Rotgardisten herein, direkt auf die estnische Gruppe zu und begannen einen der estnischen Herren, herauszuzerren. Ich eilte zu meinen „Towarischtschi“, die mir glücklicherweise auf der Treppe entgegenkamen. Ich erzähle im Laufen, was passiert. Wir kommen noch zur rechten Zeit, die Leute umstellen die vier Rotgardisten, und der kleine Lette erklärt ihnen, dass alle hier im Saal befindlichen unter seinem Schutz stünden. Ich gab auch noch meinen Senf dazu, aber die Kerle gingen auf nichts ein und wollten ihr Opfer durchaus fortführen. Da kommandiert mein Kollege „sariashai rushje“ (Ladet die Gewehre) und das hierauf folgende Klappern der Schlösser wirkte. Die vier verschwanden ohne ihr Opfer. Nun forderte ich den Stationschef auf, sofort die Türen zu öffnen und die Herren in den Zug zu lassen, was denn auch geschah. Da fuhren wir nun endlich unseren heimatlichen Gefilden entgegen. Ich war eben etwas eingeschlafen, als ich von einem der Herren mit den Worten geweckt



wurde: „Tiesenhausen, die Matrosen wollen unseren Waggon abhaken.“ Das war auf der Station Wolossowo. Ich schnell hinaus, da kommt mir schon mein kleiner Lette entgegen, und auf meine Frage, was denn los sei, antwortet er: „Nichts ist los, wir fahren gleich weiter.“ Wir fuhren auch. Am Stationsgebäude sah ich aber doch etwa zehn Matrosen stehen. Es war offenbar wohl etwas los gewesen und nur dank des energischen Auftretens meines „Kollegen“ war die Gefahr verhütet worden.

Ohne Hindernisse ging es nun in Jamburg, von dort teils zu Fuß, teils im Schlitten bis Narwa. An der Grenze beim Dorf Kamarowka empfing uns deutsche Kavallerie, unsere Begleitmannschaft konnte umkehren. Mein Kollege wollte durchaus mit nach Narwa, um die „Towarischtschi“ mit zu empfangen. Ich sagte ihm aber, dass ich das alles besorgen würde, gab ihm seine wohlverdienten 500 Rubel, drückte ihm die Hand und begab unter den Schutz der Dragoner. In Petersburg hatte ich Gottlob erfahren, dass den nach Sibirien verschleppten Herren auf Grund meiner Flucht nichts zugestoßen war. Einen Monat später waren sie alle wieder daheim. Ein Wunder Gottes war meine Rettung, ein Wunder Gottes die Rettung der übrigen Herren. Darum sollen wir getrost in die Zukunft sehen, wir sind nicht gerettet worden, um unterzugehen.

\* \* \*

## Bei den Tiesenhausen in Kanada

Der wohl größte Vorzug des Pensionärsdasein ist die Möglichkeit, endlich all' jene Reisen zu unternehmen, zu denen man unter dem Druck des beruflichen Alltags keine Zeit hatte. Für Waltraut und Wolter Tiesenhausen bedeutete dies, endlich jene ausgiebige Reise in den kanadischen Westen zu verwirklichen, von der sie schon so lange geträumt hatten. Von Mitte Juli bis Mitte August besuchten sie die Verwandten in den Provinzen British Columbia und Alberta, bewunderten auf ihren Touren mit dem gemieteten Wohnmobil die beeindruckende Landschaft der Rocky Mountains und fanden dazwischen noch Zeit Golf zu spielen.

In Vancouver, der ersten Station fanden sie Aufnahmen bei Hans Heinrich Tiesenhausen, dem Senior der Familie. Nicht nur, dass er sie beherbergte und rührend versorgte, Hans Heinrich arrangierte auch die Besuche bei allen in und um Vancouver lebenden Verwandten. So speisten sie bei Hans Heinrich aus dem gräflichen Zweig der Tiesenhausen, seiner Frau Freda und Sohn Peter köstlichen Lachs, fuhren am nächsten Tag mit der Fähre von Horseshoe Bay nach Gibson zu Karin Kanciar, geborene Tiesenhausen, ihrem Mann Eugen sowie den Kindern Susanne, Anne und Paul. In ihrem großzügigen Haus genossen sie nicht nur die herzlich-verwandtschaftliche Atmosphäre, sondern

auch köstlichen Lachs. Noch am gleichen Abend stand eine Visite bei Hans Heinrichs Sohn Hans Christian und seiner Frau Carole auf dem Programm. Es wurde viel erzählt, zwischen Deutsch und Englisch mehr oder weniger manierlich hin und her gewechselt und der vorzüglich gegrillte Lachs gelobt.



Hans Heinrich, Karin und Wolter vor dem großzügigen Anwesen der Familie Kanciar

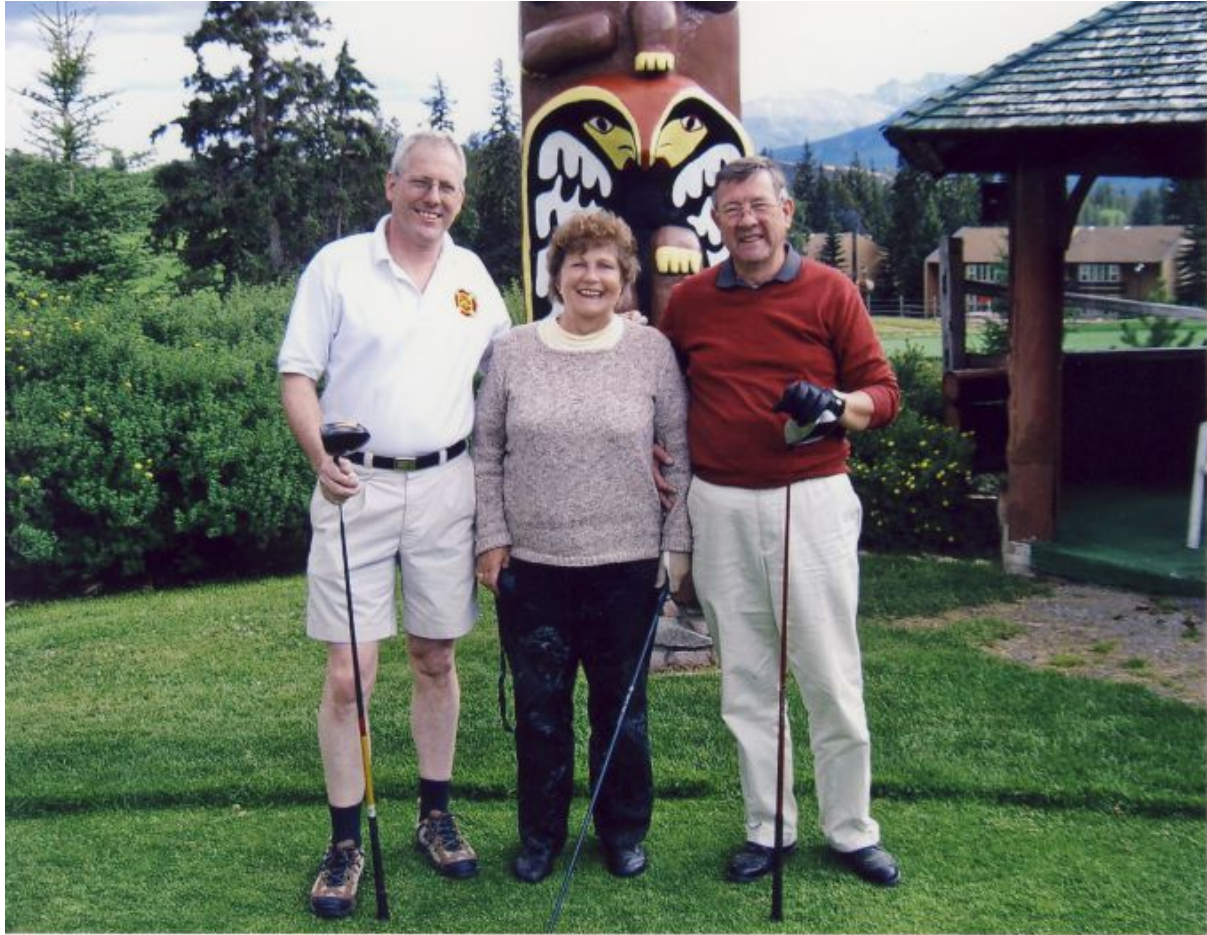
Maria Tiesenhausen, die Witwe von Dietz ließ es sich nicht nehmen, den Besuch aus Deutschland von Vancouver nach Langley zu chauffieren, wo das Wohnmobil übernommen wurde, mit dem es durch eine immer wieder wechselnde Landschaft nach Norden in das Gebiet des Peace River ging. Dort leben nicht nur Peter und Teresa Tiesenhausen mit ihren Söhnen Magnus und Alexander, sondern auch die Vettern Andreas und Eduard sowie Peters Mutter Irmgard, die Witwe von Nils Tiesenhausen.



Eduard, Wolter und Peter im Garten von Eduard und Conni

Waltraut und Wolter genossen die Gastfreundschaft, Teresas ausgezeichnete Küche, lernten interessante Freunde kennen und wurden Zeugen eines künstlerischen Events zur Brandmarkung extensiver Erdgasnutzung, der allerdings unter einem plötzlich einsetzenden Wolkenbruch litt. Irmgard führte sie durch ein liebevoll gestaltetes Heimatmuseum in Beaverlodge. Eduard und seine Frau Conni erzählten die spannende Geschichte von einem Bärenbesuch auf ihrer Farm. Als stete Erinnerung an die herzliche Aufnahme bei den Verwandten im Peace River Gebiet zierte seit dem die Abwurfstange eines Elchbullen Waltrauts Hütte im deutschen Sauerland.

Eine weitere Station war Jasper, wunderbar gelegen im gleichnamigen Nationalpark. Hier leben Hjalmar und Conni Tiesenhausen mit ihrer kleinen Tochter Isabella. Wieder wurden die Verwandten aus Deutschland mit viel Liebe und Großzügigkeit aufgenommen. Auf Grund einer noblen Einladung von Hjalmar wurde auf dem Jasper Park Lodge Golfcourse eine sportlich und touristisch beeindruckende Runde gespielt. Vor einem solchen Hochgebirgs Panorama sind selbst misslungene Schläge schnell vergessen.



Hjalmar, Waltraut und Wolter vor einer vergnüglichen Golfrunde auf dem herrlichen Jasper Park Lodge Golfcourse

Nach einem Abstecher nach Calgary und Edmonton ging es in weiten Schleifen durch die Rocky Mountains wieder zurück nach Vancouver in das gastfreie Haus von Hans Heinrich. Unter seiner Führung unternahm man einen eindrucksvollen Tagesausflug zum Pitt Lake, nach Fort Langley mit der Darstellung des Lebens der ersten weißen Siedler, einem sich zu jeder vollen Stunde aufrichtenden Edelstahlpferd in Haney und dem katholischen Kloster in Mission. Es waren vier wunderbare Wochen, die Waltraut und Wolter unvergessen bleiben werden und die sie allen in Europa lebenden Vettern und Cousinsen zur Nachahmung empfehlen..

\* \* \*

## CCC – Cousins Cooking Club

Wer eigentlich als erster die Idee hatte, lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren. Auf jeden Fall treffen sich seit zwei Jahren in Berlin lebenden Vetter und Cousinsen aus dem Tiesenhausen'schen Stamm, um einmal im Monat

zusammen zu kochen und das so produzierte Menue dann auch festlich zu genießen. Dazu gehören Gila und Cyrill Tiesenhausen, Friedrike Tiesenhausen und ihr Mann Stephen Cave sowie Susanne Kreuzsch, eine Tochter von Beate Delwig-Tiesenhausen.

Wer immer sich zu einer kurzen Visite oder auch für etwas längere Zeit in Berlin aufhält, ist herzlich eingeladen, an dem ebenso vergnüglichen wie nahrhaften Treffen teilzunehmen. Das – allerdings recht zwanglos gehandhabte – Reglement sieht vor, dass jedes Paar einen Gang zubereitet, selbstverständlich nach vorheriger Abstimmung um die Harmonie der Gesamtkomposition nicht zu gefährden.

Dieser Anregung zur kulinarischen Kontaktvertiefung sind inzwischen auch die Vettern und Cousinen im Großraum Frankfurt gefolgt. In der Wohnung von Bettina Röder, Tochter der Familiengenealogin Sabine Röder, geborene Tiesenhausen trafen sich Christine und Matthias Tiesenhausen aus Königstein sowie Franziska Tiesenhausen, die in Mainz studiert. Wie man hört, war es ein voller Erfolg. Diese Beispiele können an beliebigen Orten in ebenso beliebigen Kontinenten fortgesetzt werden.

\* \* \*

## Wir gedenken unserer Toten

Margarete Angelika Lucie Gräfin v.Tiesenhausen, geboren am 29.September 1933 auf dem Gut Odenwald in Estland ist zwei Tage vor ihrem 77.Geburtstag am 27.September 2007 in Vancouver in Kanada gestorben.

\* \* \*

## Familiennachrichten

Cyrill Freiherr v.Tiesenhausen, Diplom Informatiker der Medizin ist an der Technischen Universität zu Berlin zum Doktor der Ingenieurwissenschaften promoviert worden

\* \* \*

Am 27.September 2007 kam in Berlin Ligaya Anni Elisabeth Freiin v.Tiesenhausen zur Welt. Der Familienverband gratuliert den stolzen Eltern Gila und Cyrill v.Tiesenhausen und heißt die neue Cousine herzlich willkommen.

\* \* \*